

Eine große Kraft ruht in den Grundlagen des Thomistischen Systems. Sie ist nicht auf das begrenzt, was ausdrücklich gesagt ist, sondern hat noch tiefere Gründe und weitere Ausmaße als diejenigen, die schon entworfen sind. Philosophie ist geistiges Leben, das aus tiefen Quellen sprudelt, das aus diesen unabhängig sich erneuert und geistig zeugend weiterwirkt.

C. Nink S. J.

Albert, H., *Ökonomische Ideologie und politische Theorie. Das ökonomische Argument in der ordnungspolitischen Debatte*. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. G. Weisser (Monographien zur Politik, 4). 8^o (156 S.) Göttingen 1954, Schwartz. 5.40 DM.

Alberts Schrift setzt in würdiger Weise die Reihe fort, deren erstes Heft (G. Weisser, Politik als System aus normativen Urteilen) hier 27 (1952) 317 gewürdigt wurde. Wie der Untertitel erkennen läßt, geht es — streng genommen allerdings nur im 1. Teil — um die grundsätzliche Frage, die in anderer als der vom Verf. gewählten Sprechart sich so ausdrücken läßt: ob die Wirtschaft ihr Maß in sich selbst trägt, sodaß der Streit um die Wirtschaftsordnung — z. B. freie Verkehrswirtschaft oder irgendeine Art von Dirigismus — mit Erkenntnismitteln der Wirtschaftswissenschaft ausgetragen werden könnte, oder ob das Werturteil, um das es sich hier handelt, nur an Hand *außerwirtschaftlicher* Wertmaßstäbe gefällt werden kann. Eng berührt sich damit die Frage, ob überhaupt oder in welchem Sinne man etwas als wirtschaftlich richtig oder falsch bezeichnen kann, z. B. in der so vielfach anzutreffenden Entgegensetzung: „menschlich“ (oder auch „sozial“) richtig, aber wirtschaftlich falsch. Ein Unbefangener möchte vielleicht glauben, die Antwort auf diese Frage sei so klar und eindeutig, daß es sich nicht lohne, ein Buch darüber zu schreiben. Leider ist dem nicht so. Die erdrückende Mehrheit der Wirtschaftswissenschaft aber geht von der Position des Ökonomismus als selbstverständlich aus, d. h. von der Überzeugung, die Wirtschaft trage ihr Maß in sich selbst; was wirtschaftlich richtig sei, lasse sich eindeutig an Hand des ökonomischen Rationalprinzips und des sog. Maximumtheorems nachweisen und feststellen.

Hier setzt A. ein mit dem Nachweis, daß zunächst einmal das Rationalprinzip eine Leerformel ist, solange es nicht von anderswoher mit Inhalt erfüllt wird. Was heißt „günstigstes Verhältnis von Aufwand und Ertrag“? Offenbar kann man sich darunter nur dann etwas denken, wenn man weiß, an welchem Maßstab Aufwand und Ertrag gemessen werden sollen, was wiederum zur Voraussetzung hat, daß alles, was an Aufwendungen gemacht wird, und alles, was als Ertrag hereinkommt, in ein und derselben Maßeinheit gemessen werden kann oder, wie der landläufige Ausdruck lautet, sich auf einen Nenner bringen läßt. — Im wirtschaftlichen Leben gelingt es uns in der Tat, sehr vieles auf den einen Nenner „Geld“ zu bringen, aber bei weitem nicht alles: gerade die entscheidendsten Aufwendungen im Betrieb unserer heutigen, vermeintlich so rationalen Wirtschaft, die Verkümmern der Entfaltungsmöglichkeiten der menschlichen Person dadurch, daß eine immer größere Zahl von Menschen auf wirtschaftliche Selbständigkeit verzichten und sich mit unselbständiger Erwerbstätigkeit begnügen muß, die Zerstörung menschlicher Werte und menschlichen Glücks, die Erschütterung unserer gesellschaftlichen Ordnung, erscheinen in keiner Kostenrechnung, weder volks- noch betriebswirtschaftlich, oder erscheinen jedenfalls erst dann, wenn diese Schäden so groß geworden sind, daß man sich genötigt sieht, Kosten in Geld aufzukommen (z. B. Arbeitslosenunterstützung; vorher ist die Arbeitslosigkeit kein „Kostenelement“!), um ihre unheilvollen Folgen abzuwenden oder zu mildern. — Die ökonomische Theorie hat scheinbar das Kunststück fertig gebracht, auf einem sehr hohen Grade der Abstraktion wirklich alles auf einen Nenner zu bringen und damit verrechenbar zu machen. Diesen Schein zerstört A. ebenso rücksichtslos wie restlos. Unvermeidlich bewegt seine Beweisführung sich auf der gleichen Ebene hochgradiger Abstraktion wie die Theoreme, mit denen er sich auseinandersetzt. Aus diesem Grunde ist es nicht möglich, sie von dort herunterzuholen und in die Sprache des Alltags zu übersetzen.

Ist die alle, nicht nur die graduellen, sondern auch die spezifischen und essentiellen Qualitätsunterschiede einebnende Quantifizierung als Ideologie entlarvt oder

— indifferenten ausgedrückt — als Illusion erwiesen, so erledigt sich das Maximumtheorem von selbst. „Maximum des sozialen Gesamtnutzens“, „erzielte Bedürfnisbefriedigung“, „volkswirtschaftliches Gütermaximum“ sind dann ebenfalls entweder Leerformeln (Identitäten, Tautologien) oder unvollziehbare Begriffe; noch viel weniger kann die Rede davon sein, daß das in der Statik bei vollständigem Wettbewerb sich herausbildende Gleichgewichtspreissystem zur Verwirklichung solcher Unbegriffe führe. Damit entfällt dieses in der ordnungspolitischen Debatte so häufig verwandte Argument. Ja es erübrigt sich, auch nur die Frage zu stellen, ob man — wie meistens stillschweigend unterstellt wird — demjenigen wirtschaftlichen Ordnungssystem den Vorzug geben solle, das zu diesem Maximum (oder diesen Maxima) führe. Dieses Ziel *gibt es nicht*; ein unvollziehbarer Begriff kann nicht Richtziel sein, nach dem menschliches Handeln im allgemeinen oder die Organisation des Sozialprozesses der Wirtschaft im besonderen ausgerichtet wird. Selbstverständlich gibt es *spezifische* Maximierungen, z. B. Maximierung des Geldeinkommens oder des in Geld ausgedrückten Unternehmensgewinnes; gerade hier läßt sich aber auch empirisch dartun, daß das Maximum nur bei schärfster Spezifizierung eindeutig wird: einmalige Gewinnmaximierung oder Gewinnmaximierung auf das Geschäftsjahr, auf die eigene Lebenszeit („nach mir die Sintflut!“) ist etwas völlig anderes und verlangt weitestgehend andere Dispositionen als nachhaltige Gewinnmaximierung oder Gewinnmaximierung auf unbestimmte Dauer.

Der 2. Teil der Arbeit von A. greift — ähnlich wie Schumpeter in seinem „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie“ — auf den politischen Bereich hinüber und zeigt in interessanter Weise, wie in der Begründung des demokratischen Prinzips Rationalprinzip und Maximumtheorem und damit auch die im wirtschaftlichen Bereich mit ihnen verknüpften logischen Erschleichungen in abgewandelter Form wiederkehren.

Die Bedeutung der Arbeit liegt vor allem in ihrem 1. Teil, denn hier werden falsche Götter gestürzt, die sich eines außerordentlich weit verbreiteten Kultes erfreuen. Die Beweisführung des Verf.s ist in der Hauptsache erkenntnistheoretisch. Die von M. Weber geforderte saubere Unterscheidung von Seins- und Sollens-Urteilen, in A.s Sprache technische und ethische Aussagen genannt, wird in vorbildlicher Weise gehandhabt. Der Erfolg beweist, wie berechtigt *diese* Forderung M. Webers ist. — Daß die Schrift nicht eben leicht zu lesen ist, liegt wohl nur zum geringsten Teil an der Diktion des Verf.s, in der Hauptsache sicher an der Tücke des Objekts. Mit einem so scharfsinnigen und zugleich radikalen Denker wie A. sich auseinanderzusetzen lohnt sich auf alle Fälle. Ungeachtet seines dem unsrigen entgegengesetzten erkenntnistheoretischen Ausgangspunktes, der aber in dieser Arbeit nicht ins Spiel kommt, höchstens durchscheint, ist A. uns in der Auseinandersetzung mit dem Ökonomismus ein ungemein schätzbarer Bundesgenosse. A. fertigt scharfgeschliffene Waffen, um den Ökonomismus mit *immanenter* Kritik — der einzigen, die er gelten lassen wird — zu schlagen. Bis zur Stunde gibt er sich allerdings noch nicht geschlagen; immerhin ist er in die Defensive gedrängt.

O. v. Nell-Breuning S.J.

Spiegel, J., *Das Werden der altägyptischen Hochkultur. Ägyptische Geistesgeschichte im 3. Jahrtausend v. Chr.* gr. 8^o (XXVI u. 730 S.; 64 Bildtafeln) Heidelberg (1953), Kerle. 36.— DM.

Dieser schwere Band ist die erste umfassende Kulturgeschichte des Alten Reiches, die diese reiche und schöpferische Periode des Nillandes weiteren Kreisen erschließt. Sie ist aber zugleich ein bedeutender fachwissenschaftlicher Vorstoß zu einem tieferen Verständnis dieser Zeit. Drei an den Anfang des Vorwortes gestellte Sätze von N. Hartmann (Das Problem des geistigen Seins), die den „objektiven Geist“ als einzigen eigentlichen Geschichtsträger hinstellen, der sich in all den konkreten Ausfaltungen der Kultur, wie Kunst, Politik, Ethik, Religion usw., ausprägt, charakterisieren die geschichtsphilosophische Grundeinstellung des Werkes und bestimmen Ziel und Methode. Es geht nicht um deskriptive Kulturgeschichte, die die Tatsachen sammelte und eine in sich abgerundete Behandlung der einzelnen